

Der deutsche Gruß.

„Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land“ sagt das deutsche Sprichwort und will damit nicht nur besagen, daß Höflichkeit noch niemand geschadet habe (was gewiß zutrifft), sondern auch, daß Höflichkeit ohne Hutabnehmen nicht denkbar sei. Höflichkeit bedeutet betamntlich wörtlich ein Benehmen, wie es bei Hofe üblich ist, der Höfliche behandelt also gewissermaßen alle seine Mitmenschen als verlappte Fürsten und Grafen. Ist das wohl nötig? Ist das nicht vielmehr eine unedelmütige Liebetreibung? Und das schöne deutsche Sprichwort ist denn auch

„Der Frauen Hofgarten“ von Köhlin (16. Jahrhundert). Andererseits gingen noch 1452 die Brautväter Kaiser Friedrichs III. in Portugal ganz ohne Kopfbedeckung — natürlich, um vor den Fremden mit ihrer blonden Lockenpracht zu prunken. Bis ins 16. Jahrhundert hinein trugen auch die höchsten Herrschaften den Hut nur, wenn es die Bitterung erforderte, und begnügten sich sonst mit einem Reif oder Kränzchen (s. Abb. 2).

Vom Hutabnehmen als Zeichen der Untertänigkeit hört man zuerst im elften Jahrhundert, und zwar als ausschließlich höflichem Gebrauch, der



Abb. 4. La politesse française (französische Höflichkeit.)

gar nicht deutsches Eigengewächs; es ist vielmehr eine Uebersetzung aus dem Französischen und Italienischen; die Sitte des Hutabnehmens als Begrüßung ist genau so eine Nachahmung römischen Wesens, wie die bewunderliche Sprachschöpfung, die im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland plözgeriffen hat und trotz zweihundertjähriger Bemühungen nicht ganz wieder beseitigt wurde. — Kopfbedeckungen sind ja im deutschen Sprachgebiet überhaupst erst seit dem zehnten Jahrhundert nachgewiesen. Als erste wird der Strohhut erwähnt, und zwar in Form eines

möglicherweise durch die griechischen Geiraten im Kaiserhaus aus Byzanz herübergekommen ist. Ins Volk drang die Sitte nur langsam ein; noch im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war es selbst bei Königen, im Theater, im Kaffeehaus, ja in der Kirche zum mindesten nichts Unerhörtes, bedeckten Hauptes zu erscheinen. Bald darauf aber war unter der Herrschaft französischer „Lebensart“ das Kopfabnehmen die einzige Möglichkeit des höflichen Grußes geworden; selbst Damen mußten ihre tiefen Federhüte abnehmen (s. Abb. 5 aus dem Jahre 1656). Der Gruß war bis dahin ein Wortgruß; die Franzosen aber behaupteten etwa von Beginn der Neuzeit an, „Guten Tag“ und „Guten Abend“ zu sagen, schickte sich nur für den Mann aus dem Volk; wenn ein wirklich feines Menschenwesen jemand seine Achtung bezeugen wollte, so rebe es nicht, sondern ziehe den Hut, verbeuge sich, knize, küsse seine eigene Hand und wedele damit zu dem andern Müßiggänger hinüber. Unsere Abbildung 4 zeigt die „politesse française“ (französische Höflichkeit) auf der Höhe; sie ist nach einem Kupfer des Straßburger J. W. Bauer gezeichnet.



Abb. 1. Siegel: Der Lehnseid.

temperamentlosen steilen Kegels. Mit diesem Schuh vor Sonne und Regen waren sämtliche sächsische Krieger ausgerüstet, die mit Otto I. im Jahre 946 gegen Paris zogen. Eine angelsächsische Abbildung aus dieser Zeit beweist, daß der Hut selbst bei heiliger Handlung nicht abgenommen wurde (Anbetung des Christkinds bei den Hirten). Auch bei einer Beilehung, also in dem feierlichen Augenblick, da ein Untertan von seinem

Uebtrigens war das Hutabziehen zuerst im Heer üblich; es galt eine Zeit lang geradezu als militärischer Gruß. In der französischen Armee wurde das Hutabnehmen erst 1871 abgeschafft; bis dahin grüßten alle Offiziere auf diese Weise und ebenso Unteroffiziere und Soldaten, wenn sie von einem Offizier angeredet wurden. Noch heute grüßt der französische Offizier Damen durch Abnahme des Käppis.



Abb. 5. Begegnung der Königin Christine von Schweden mit Ludwig XIV.

Fürsten ein Landgebiet oder ein Amt „geliehen“ erhält, behält man Hut oder Helm auf. Der Bauer nähert sich vor dem Kaiser die Mütze nicht ab, der Dichter nicht vor der Geliebten, der er seine Verse überreicht. Unsere Bilder 1—3 veranschaulichen

In Deutschland begann die Gegenbewegung im Heer bereits 1705. Ein östereichisches Reglement ordnete damals an, wenn es regnet, durch Verbeugen und Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung zu salutieren; schon 1711 folgte ein ähnliches Reglement für Sachsen. Verfasser des erwähnten Reglements von 1705 war ein Graf Wallis; er ist also der Erfinder des neuen militärischen Grußes.

Diesen Gruß „handanlegendenweise“, wie Graf Wallis ihn in der ungelenten Schreibart seiner Zeit nannte, möchte nun eine große Zahl von Verzten und Laien nach für das Jbidit erobern. Deutsche Zeitungen haben zu dieser Frage Stellung genommen, indem sie ihre Leser nach ihren Ansichten befragten — die Meinungen waren sehr geteilt. Ein Haupteinwand gegen die bloße Aufrechterhaltung der Frage „Hutgruß oder Handgruß?“ war der: es handle sich dabei um eine solche Nebenständigkeit, daß es nicht möglich sein würde, einen größeren Kreis zum Kampf gegen das Hutabnehmen zu sammeln. Nun: dieser Einwand ist erledigt. Der „Allgemeine Verein für deutschen Gruß“ in Darmstadt, mit Ortsgruppen in zahlreichen deutschen Städten



Abb. 2. Kaiser und Bauer.

das aufs beste. Das erste stammt aus dem Bernward-Evangeliarbuch zu Hildesheim (elftes Jahrhundert), das zweite aus dem „Weißkönig“ Kaiser Maximilians I., das dritte aus

hat den Gegenbeweis erbracht. Es ist ja auch durchaus nicht nebensächlich, ob uns die Sitte zwingt, uns „mit Gewalt das Genie zu erlösen“, wie



Abb. 3. Köhlin vor der Herzogin Katharina von Braunschweig.

Goethe im Jahre 1807 spottete, oder ob wir es machen dürfen, wie unsere vom Franzosentum noch nicht angeklärten Vorfahren. Es ist im Grunde eine ganz nüchterne Gesundheitsangelegenheit. Und so führt sie der genannte Verein auch auf, der nach der Lösung handelt: Die Einführung des Handanlegens in den Schulen ist ... eine Pflicht der staatlichen Gesundheitspflege. An diese Pflicht zu mahnen ist unser Zweck.

Luftschiffe als Verkehrsmittel.

Das Zeppelin-Luftschiff „Victoria Louise“ hat während der ersten zwei Jahre hundert von Aufstiegen gemacht und schon mehrere tausend Passagiere befördert. Ein anderes Zeppelin-Schiff, „Sachsen“, hatte schon Ende Juni 1914 über vierhundert Aufstiege mit Passagieren bewerkstelligt. Bei den allermeisten



Innenansicht der Luftschiffkabine eines Zeppelin-Schiffes.

dieser Flüge handelte es sich um kurze Strecken, zwei- bis dreistündige Ausflüge, an welchen meistens nicht mehr als fünfzehn Passagiere teilnahmen. Unter den Passagieren befanden sich außerordentlich viele Ausländer, namentlich Franzosen und Engländer, die Amerikaner beteiligten sich weniger stark. Auch die zahlreichsten halbfarbenen Luftschiffe Deutschlands befördern Passagiere. Trotzdem kann man das moderne Luftschiff selbst in Deutschland noch nicht als wirkliches Verkehrsmittel anprechen, denn es fehlt noch immer dasjenige, was man zunächst von einem öffentlichen Verkehrsmittel verlangt, die Pünktlichkeit im Ausfliegen und im Niedergehen, also einen wirklichen Fahrplan.

In den Höhen, bis zu denen ein Luftschiff aufsteigen muß, um der gefährlichen Erdnähe zu entgehen, herrschen aber bei gewöhnlichen Wetterlagen Geschwindigkeiten der Luftbewegung von 10 bis 20 Meter in der Sekunde. Um einigermaßen einen Fahrplan einhalten zu können, mühte nun die Geschwindigkeit des Luftschiffes so groß sein, daß die des Windes dagegen vernachlässigt werden könnte, d. h. sie muß ungefähr 100 bis 200 Meter in der Sekunde betragen. Die jetzigen schnellsten Luftschiffe erreichen mit ihren 500 Maschinenpferden ungefähr 20 Meter in der Sekunde; sie müßten also fünf- bis zehnmal schneller schwimmen; dazu gehören aber, wenn sonst alles ungeändert bleiben könnte, 125 bis 1.000mal kräftigere Maschinen; wahrscheinlich aber, weil bei jenen Geschwindigkeiten der Luftwiderstand in viel schlimmerem Maße zunimmt, noch viel kräftigere. Die Luftschiffe werden niemals so weit kommen, daß sie von der Windgeschwindigkeit so unabhängig werden, daß sie einen Fahrplan folgen können. Infolgedessen werden sie auch niemals ein Verkehrsmittel werden in dem Sinne, daß sie einen einzelnen oder mehrere Passagiere zu einer bestimmten Zeit an einen bestimmten Ort hindringen. Das Luftschiff wird stets nur dem Vergnügen reicher Leute dienen, welche sich einmal eine angenehme Erholungsreise gönnen wollen, gleichviel ob sie viel oder wenig Geld kostet und ob ein Ziel erreicht

wird oder nicht. Sie sind verbesserte Freizeitalone.

Man redet sehr viel von der Bedeutung der Luftschiffe für den Krieg, aber sie haben den Erwartungen nur mangelhaft entsprochen, während die Flugzeuge vielfach in Tätigkeit getreten sind und sich auch bewährt haben. Aber selbst wenn die Luftschiffe die ihnen für den Krieg zugeschriebene Bedeutung hätten, für ihre Entwicklung zu Verkehrszwecken wäre daraus doch kein Vorteil zu erwarten. Erst nachdem die Schifffahrt für den Verkehr brauchbare Schiffe gebaut hatte, sind die Kriegsschiffe aus ihnen entstanden, nicht umgekehrt.

Jahrzehntlang hatte die Lokomotive dem friedlichen Verkehr gedient, dann erst haben die Engländer im Burenkrieg aus der Lokomotive eine fahrbare Festung gemacht. Ueberall geht die Entwicklung für den Verkehr der für den Krieg voraus.

Die Entwicklung des Luftschiffes wird wahrscheinlich sehr bald nachlassen aus Mangel an Verbesserungsmöglichkeiten. Ganz anders steht es mit den kleinen Motorflugzeugen der Luftschiffe, den Flugzeugen.

Die Flugzeuge haben für sich die ungeheure Geschwindigkeit, sie sind die schnellsten Beförderungsmittel, welche es bisher gibt. Schon die einfachen gewöhnlichen Flugzeuge sind selbst der Fahrgeschwindigkeit der besten D-Flüge weit überlegen. Es gibt jetzt wohl kaum noch Flugzeuge, welche langsamer sind als 30 Meter in der Sekunde, gleich 100 Kilometer in der Stunde; aber sehr viele legen mit Leichtigkeit 150, ja 180 und 200 Kilometer in der Stunde zurück. Zurzeit ist zwar der Anschaffungspreis noch etwas teuer, weil fast jedes Flugzeug ein Einzelwesen ist, welches ziemlich viel Ingenieurarbeit verursacht hat. Wenn aber erst der Bedarf so groß sein wird, daß man die Flugzeuge in großer Anzahl nach Lehren baut, dann werden auch die Preise billiger werden, gerade wie die Fahrräder und Automobile immer billiger geworden sind, trotzdem sie immer besser und vorteilhafter wurden.

Tier-Frankenwärterinnen.

Ein besonderer Zweig der Heilspflege in England abgekommen.

Damen der britischen Gesellschaftswelt empfanden es schon seit geraumer Zeit als einen Uebelstand, daß ihre Vieblingstiere, namentlich die Hunde, wenn sie krank oder verletzt waren, nicht dieselbe sachverständige Pflege finden konnten, wie Menschenwesen.

Um hierfür Abhilfe zu schaffen, ist vor einigen Jahren ein Hundepflegerinnen-Institut — wo aber auch andere Tiere behandelt werden können — zu Brighton ins Leben gerufen worden. Es ist Hospital und Schule zugleich, und die Wär-



terinnen, resp. Studentinnen, nehmen einen regelrechten Kurs in der Kenntnis von allen Gebrechen der Tierchen und ihrer sachmäßigen Behandlung.

Ein Kurs dauert nahezu ebenso lange, wie in einem Hospital für Menschen; und am Schluß erhält die Studentin ein Diplom, das sie dazu berechtigt, sich „Certified Canine Nurse“ zu nennen.

Es läßt sich leicht sagen, daß eine ausgebildete Menschenheilerin näher lag, — aber wer gleichgültig gegen leidende Tiere ist, hat noch keineswegs darum ein wärmeres Herz für Mitmenschen, während der Tierfreund meistens auch ein Menschenfreund ist!

— Zeitungsbericht. Als unsere brave Feuerwehre den ersten Eimer Wasser in das Feuer schüttete, merkte es, daß seine Uhr abgelaufen war ...

Die Wette.

Am Stammtisch des Wagnerschen Weinrestaurants, an dem vorwiegend Bühnenkünstler, Schriftsteller und Kunstfreunde bekehrten, ging es beim Frühstücken wieder einmal recht lebhaft zu.

Man diskutierte über den Schauspieler Belloso, der bereits seit 27 Jahren der herzoglichen Hofbühne als Mitglied angehört und im Aufstand, während dieser Zeit noch nicht einmal eine Rolle so studiert zu haben, daß er imstande war, ihren wirklichen Wortlaut zu bringen — eine Untugend, die zwar seiner notariellen Beliebtheit beim Publikum keinen Abbruch tat, aber für die Bühnenschriftsteller und Kollegen, die mit ihm zu tun hatten, zuweilen recht genehmlich wurde.

Und heute hatte der Verfasser des am Abend vorher aufgeführten Lustspiels wieder Veranlassung, seinen Unmut über die Lernfaulheit Belloso's energig auszudrücken zu geben.

„Zum siebenten Male spielte der Mensch gestern die Rolle“, rief er ätzend, und noch nicht einmal hat er einen Satz so gesprochen, wie ich ihn schrieb. Es ist rein zum Verzweifeln!

„Na, na, ganz so schlimm ist die Sache denn doch nicht“, sprach begütigend der Oberregisseur Bethmann, „erstens spielt er die Rolle vortrefflich, und geltens kommt es doch am Ende im Lustspiel auf so'n kleine Textänderung nicht an.“

„Ha, ha“, antwortete, gereizt lachend, der Schriftsteller. „Das nennen Sie eine kleine Textänderung? Nicht einen Satz bringt er richtig! Er kann überhaupt gar nicht mehr lernen! Geben Sie ihm die allerfeinste Rolle und ich mache mit Ihnen eine Wette um 25 Flaschen von Freund Wagners bestem Rotwein, daß Belloso etwas anderes redet, als was geschrieben steht.“

Die anderen lachten, der Oberregisseur aber fragte: „Ist das Ihr Ernst?“

„Mein voller Ernst“, beteuerte der Schriftsteller.

„Und Sie wetten auf die kleinste Rolle?“

„Auf die kleinste!“

„Gut, ich nehme die Wette an“, antwortete Bethmann, dem Autor die Hand hinreichend, in die dieser kräftig einschlug.

„Und wann soll die Sache ausgeglichen werden?“ fragte Schütz.

„Bei der heutigen Premiere“, erwiderte Bethmann. „Morgen haben wir einen theaterfreien Abend“ und „önnen dann hier gemütlich das Wettobjekt betrachten.“

„Das Sie so sicher bezahlen werden, wie ich Schütz heiße!“ sprach dieser spöttisch.

„Na, das wird sich ja finden“, antwortete, ironisch lächelnd, der Oberregisseur, gleichzeitig ein kleines Buch aus der Brusttasche ziehend. „Dann mit Sie aber unsere Wette auch genau kontrollieren können, übergebe ich Ihnen hier ein Exemplar des heiligen Stückes, aus dem Sie ersehen wer-



den, daß die Rolle des Hauptmann Bethfeld, die Belloso heute abend spielt, allerdings die kleinste im Schauspiel ist, indem sie nur in dem Wörtchen „Ja“ besteht.“

Ein schallendes Gelächter erhob sich bei diesen Worten am Stammtisch und vergeblich protestierte der so schmächtig auf den Leim gegangene Autor gegen die Gültigkeit der Wette, da darüber nur eine Stimme herrschte, daß diese vollständig kor-

rekt und seinem eigenen Vorschlag entsprechend abgeschlossen worden sei.

Herrn Schütz wollte das Mittagessen heute nicht recht schmecken. Er war zwar kein Anrufer, allein 25 Flaschen von Papa Wagners bestem Rotwein waren doch keine Kleinigkeit, und wenn er sie schon allein bezahlen mußte, hätte er sie auch lieber allein getrunken, statt sie der feuchtschläfrigen Gesellschaft durch die Stühle zu jagen. Er ging denn auch nur widerwillig in das Theater, dessen Besuch ihm heute recht teuer zu stehen kommen sollte und wo er die ganze Korona vom Stammtisch traf, die ihn bereits als ihren Wohlthäter mit allerlei satirischen Bemerkungen begrüßte.

Das neue Schauspiel konnte sich keines besonderen Erfolgs rühmen und manche Stelle in demselben, die der Verfasser verwünscht ernst genommen hatte, rief bei dem etwas alt gewordenen Auditorium eine gelinde Heiterkeit hervor.

Und nun kam der dritte Akt, in dem Belloso seine kleine, für den Stammtisch aber so bedeutungsvolle Rolle zu spielen hatte. Die Szene stellte ein Kriegsgericht dar, in dessen Verlauf der Vorlesende an den jungen Hauptmann Bethfeld-Belloso eine Frage zu stellen hat.

Der feierliche Augenblick war gekommen und schadenfroh richteten sich die Blicke der Stammtischler auf den verzögerten Schriftsteller, als der Oberst auf der Bühne sich an Belloso wandte und diesem klar und deutlich die ominöse Frage vorlegte:

„Und Sie, Herr Hauptmann, haben also ebenfalls den Vorgang genau beobachtet?“



„Allerdings!“ antwortete ebenso klar und deutlich Bethfeld-Belloso und zum Erstaunen des Publikums brach auf den vorderen Bänken des Parterres ein Lachsturm aus, der so inselnd wirkte, daß das Schauspiel des unglücklichen Autors endgültig zum Lustspiel geworden war.

Und während hinter der Szene der wütende Oberregisseur sich die Haare rauen wollte, schritt Schütz stolz im Gefäß hinaus, daß er keine Wette



alängend gewonnen und dem Stammtisch kostenlos zu einem kräftigen deutschen Männertrunk verholken hatte.

Diesen taten sie denn auch am nächsten Abend und der einzige, dem der vortreffliche Rotwein Wagners nicht so recht mundete, war der herzogliche Hoftheaterregisseur Herr Gustav Bethmann, der innerlich einen heiligen Schwur tat, nie wieder auf Belloso zu wetten.

Passende Antwort.

Nach dem Siege bei Höchstädt, den Prinz Eugen mit seinem verbündeten Marlborough über die Armee Ludwigs XIV. errungen hatte, sagte die reizende Gräfin Althan, die im österreichischen Lager anwesend war, zu dem Prinzen: „Wie ist es nur möglich, Prinz, daß man nach so vielen glorreichen Siegen noch nach neuen Lorbeeren zeigen kann?“

„Ach, Madame“, erwiderte der Feldherr, „wie ist es möglich, nach Rot aufzuliegen, wenn man ohnedies so schön ist?“

— Unerhört. A.: Meine sechs Töchter sind alle musikalisch. B.: Und das hatten Sie aus!

— Deutlich. Aber, mein Fräulein, nehmen Sie doch Rücksicht! Mein Arzt hat mir die größte Ruhe verordnet.“

„Nun also, dann folgen Sie doch Ihrem Arzt — und nicht mir!“

— Auf der Reise. Chemann (der seine Plage mit dem vielen Gepäck seiner Frau hat): „Es ist zum Verzweifeln: bald fehlt das, bald das! Nicht ein Stück, das ich nicht schon gehnüt hätte — nur meine Alte ist mir noch nicht abhanden gekommen!“

— Unser Dienstboten. Dienstmädchen (kleider vngnd): „Wie ich mich giht! — das ist nicht zum Sagen! Ich glaub', es ist mein Rod, und biert' eine halbe Stund' dron herum — derweil ist's der von der—gnädigen Frau!“